

PANPOKALYPSE

NOTIZEN
AUS NEW YORK

CARLEY

MOORE

Aus dem
Englischen von
Stefanie Frida
Lemke

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek: Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Eigentumsvorbehalt:

Dieses Buch bleibt Eigentum des Verlages, bis es der gefangenen Person direkt ausgehändigt wurde. Zur Habe-Nahme ist keine Aushändigung im Sinne dieses Vorbehalts. Bei Nichtaushändigung ist es unter Mitteilung des Grundes zurückzusenden.

Carley Moore
PANPOKALYPSE
Notizen aus New York
Aus dem Englischen von
Stefanie Frida Lemke

1. Auflage, 2024
ISBN: 978-3-96042-181-8
© edition assemblage

info@edition-assemblage.de | www.edition-assemblage.de
Mitglied der Kooperation book:fair

Copyright der englischsprachigen Originalausgabe „PANPOCALYPSE“:
© 2022 Carley Moore
Published in 2022 by The Feminist Press New York

Das Zitat aus Saidiya Hartmans Buch *Aufsässige Leben, schöne Experimente. Von rebellischen schwarzen Mädchen, schwierigen Frauen und radikalen Queers* (Claasen, 2022) auf S. 112 stammt aus der Übersetzung von Anna Jäger.

Die Arbeit der Übersetzer*in am vorliegenden Text wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert im Rahmen des Programms „NEUSTART KULTUR“ der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Lektorat: Nora Langenfurth
Umschlag: Suki Boynton, Carina Büker (Bearbeitung für diese Ausgabe)
Satz: Carina Büker | edition assemblage
Druck: Interpress | Printed in Hungary 2024

PANPOKALYPSE

NOTIZEN AUS
NEW YORK

PANSEXUELL + PANDEMIE + APOKALYPSE = PANPOKALYPSE

CARLEY MOORE

Aus dem Englischen von
Stefanie Frida Lemke



Für meine Mom

TEIL 1

PANPOKALYPSE

Die folgenden Kapitel wurden im Sommer 2020
während der Corona-Pandemie in New York
wöchentlich online veröffentlicht.

WOCHE EINS

3. MAI 2020

ROBOTER-DIKTIERDINGS

Hi, dies ist ein Test. Wie gefällt dir meine Stimme?

Das hier ist Autofiktion. Manche Dinge sind wahr, andere sind ausgedacht. Ich schreibe, während ihr lest, und wegen meiner verschiedenen Behinderungen diktiere ich es.

Ich glaube, es wird funktionieren.

Roboter-Diktiergerät, Roboter-Diktierdings, wenn du meine Stimme lernen kannst, wenn du meine Fehler korrigieren kannst, dann können wir dieses Buch gemeinsam schreiben.

Guter Roboter, guter Hund, gute Maschine. Sollen wir dir einen Namen geben? Wie sollen wir dich nennen?

Großschreibung Löschen Backspace Backspace Backspace.

Ich weiß noch nicht, wie ich dich nennen soll, gucken wir mal, was passiert. Kleiner Roboter, ich brauche dich wegen meiner Muskeln. Weil die Schmerzen in meiner Schulter und meinen Hüften nicht aufhören. Während der Pandemie ist es noch schlimmer, aber während der Pandemie ist sowieso alles schlimmer.

Dies ist ein wöchentliches Geschenk, falls ihr es brauchen solltet. Ich mache es uns allen, damit wir nicht durchdrehen, auch wenn ich ehrlich gesagt ohnehin schon psychisch krank bin. Es ist für die Community, denn wir müssen jetzt noch mehr denn je unser eigenes Ding machen und uns, so gut wir eben können, um uns selbst kümmern. Gebt mir Bescheid, falls euch ein Name für meinen Diktier-Roboter einfällt.

Manchmal hängt der Roboter und kann mich nicht hören, und irgendwann reicht es mir dann und ich tippe trotzdem und tue mir damit weh, denn so läuft es nun mal, wir arbeiten durch den Schmerz. Euch werden im Text oder an mir also vielleicht Unstimmigkeiten oder Brüche oder Spasmen auffallen. Dagegen kann ich nichts tun. Früher wurde ich von anderen Kindern und Jugendlichen als Spasti beschimpft, wenn sie mich fertigmachen wollten, und jetzt eigne ich mir das Wort wieder an. Sie hatten gar nicht unrecht, sie waren nur Arschlöcher.

Zusammenhanglose Zeit, gebrochene Zeit, nichtlineare Zeit, Lockdown-Zeit, Krankheitszeit ... ich halte mich nicht an die Zeit, das Kranksein der Massen hat die Zeit eh ruiniert. Wir sind jetzt alle be_hindert.

MEIN FAHRRAD

Ich kaufe mir ein Fahrrad. Ein Laden im East Village hat für die in der Pandemie systemrelevanten Menschen geöffnet: Lieferdienstfahrer*innen, hauptsächlich Immigrant*innen, oft ohne Papiere. Außer mir stehen ein Mann mit gerissener Fahrradkette und zwei miteinander befreundete Menschen an, deren Rad neue Bremsen braucht.

Ein paar wohnungslose Männer gehen vorbei. „Wofür steht ihr hier an?“

„Fahrradladen“, murmeln wir durch unsere Masken.

Es nieselt. Immer wieder spanne ich meinen Schirm auf und mache ihn wieder zu. Es ist ein grauer Tag, kein Tag zum Radfahren.

Ein Mann im Elektro-Rollstuhl kommt schwungvoll viel zu nah an mich rangefahren und fragt, ob der Tabakladen nebenan wirklich geschlossen hat.

„Ich glaube. Sieht so aus“, sage ich durch meine lila Stoffmaske mit Waschbären darauf. Eine Freundin hat sie mir geschickt. Sie wohnt jetzt mit ihrer Frau in der Bronx. Ich vermisse sie, kann sie aber nicht treffen. Ich kann keine meiner Freund*innen treffen, ich bin Single und klinisch depressiv, ich weine also viel. Ich habe ein paar Geliebte, aber auch die sehe ich gerade nicht. Ich vermisse Berührungen. Manchmal fühle ich mich von meinen Freund*innen im Stich gelassen. Freund*innen, die ohne mich queere Corona-Bubbles gebildet haben, Freund*innen, die aus der Stadt in Häuser auf dem Land gefahren sind, Freund*innen, die verheiratet oder in festen Beziehungen sind. Ich fühle mich nirgendwo zugehörig, treibe allein auf den Wellen meiner Tränen.

Der Mann im Rollstuhl rast ohne eine Antwort über die Fahrradspur davon. Mir gefällt, wie schnell Leute in E-Rollis sind, wie viel mehr von ihnen seit Beginn des Lockdowns zusammen mit Fahrrädern die Straßen für sich beanspruchen. Ich finde es großartig, Leute in Rollstühlen mitten auf der Second Avenue zu sehen.

Ein wunderbares „Fickt euch!“ ins Gesicht aller Fußgänger*innen. Ein Stinkefinger für die nicht-be_hinderte Stadt, die nicht-krankte Stadt. Die ganze Stadt ist jetzt in Quarantäne.

Meine Eltern haben mir nie einen Rollstuhl besorgt, obwohl ich in den letzten paar Jahren, als es richtig schlimm war, gut einen hätte gebrauchen können. Aber vielleicht wollte ich auch keinen. Vielleicht war ich so von Scham erfüllt, dass ich mich weigerte, einen zu benutzen.

Im Fahrradladen berät mich ein Mann um die dreißig. Ich hatte vorher angerufen, um zu checken, ob sie ein Rad für mich haben, und so war es. Er ist nett, super sweet und trägt eine grün-gelbe Maske. Ich frage mich, ob sein*e Partner*in sie ihm gemacht hat.

Ich sage: „Ich hab eine Be_hinderung, deswegen ist mein Gleichgewichtssinn nicht immer so gut, aber ich kann radfahren, das letzte Mal ist nur schon eine Weile her. Ich muss mit den Füßen auf den Boden kommen, wenn ich anhalte, ich brauche also einen Cruiser mit breitem Sattel und vielleicht mehr als drei Gänge. Und ich will zwei Körbe für Einkäufe, und eine knallige Farbe wäre toll.“

„Ich glaube, ich habe genau das Richtige für dich.“ Er wirkt ziemlich professionell, nicht wie so ein arroganter Fahrradladen-Macker. Er geht nach hinten und kommt kurz darauf mit meinem Rad wieder. Sie ist magenta, hat einen niedrigen Sattel und cremefarbene Felgen an den breiten Reifen. „Bei dem niedrigen Einstieg kannst du ganz einfach auf- und absteigen. Und es wiegt nicht viel.“

Um mir einen passenden Sattel auszusuchen, führen wir ein offenes Gespräch über meinen Hintern. Vielleicht fällt es uns wegen der Masken leichter.

„Manche Leute schwitzen viel und andere nicht“, sagt er. „Unsere Körper sind alle unterschiedlich. Das hängt davon ab, wo deine Sitzbeinhöcker liegen.“

„Ich schwitze immer total und mein Hintern ist ziemlich groß.“

„Okay.“ Er zeigt mir den breitesten, weichsten Sattel. Ich denke an meine Pussy, und dass ich mich um sie auch gut kümmern muss. Mir ist unheimlich wichtig, mich auf diesem Rad wohlfühlen und eine Verbindung mit ihr einzugehen. Ich brauche

Endorphine, die Pandemie hat mich so in Depressionen gestürzt, dass ich fürchte, ich könnte sonst noch mal zusammenbrechen.

Wir suchen Schlösser aus, die Körbe, einen Helm. Ich entscheide mich für einen mit Belüftungsschlitzen statt für den coolen Old-school-Helm, weil ich am Kopf und im Gesicht immer besonders schwitze.

Um sie zu kaufen, reize ich meine Kreditkarte voll aus. Ich bin Profi darin, bis ans Limit zu gehen, den Kredit allmählich wieder abzuzahlen und dann in einem Moment der Verzweiflung und/oder des Verlangens wieder alles auf den Kopf zu knallen.

Mein Fahrradfritze scheint sich für mich zu freuen. „Ich rufe dich dann an. Morgen sollte es fertig sein.“

Als ich gehe, bin ich wie betäubt, schiebe Panik wegen des Gelds. Ich warte noch auf meine Coronahilfe, die ich zwar ohnehin verschenken will, aber es gibt Menschen, die leiden Hunger, und ich habe mir einen Gegenstand gekauft.

ERSTE FAHRT

Die Pandemie geht jetzt schon fast zwei Monate. Als ich mein Fahrrad abhole, scheint die Sonne und ich schwitze. Ich fahre größtenteils Radwege und trete ununterbrochen in die Pedale. An den Ampeln bleibe ich stehen. Mein Herz schlägt heftiger als jemals seit Beginn des Lockdowns. Ehe mir klar wird, was ich tue, stehe ich vor der Williamsburg Bridge. Ich sehe die Steigung. Schaffe ich das? Soll ich es wagen? Ich mache ein Foto und schreibe meinem Freund und Ex-Mann Guapo, dass ich es probieren will. Abgesehen von meiner Mom, weiß er am besten über meine Behinderung Bescheid.

„Trau dich!“, schreibt er.

Der Anstieg ist lang, aber nicht steil. Ich überhole Fußgänger*innen und schalte. Wenn andere Fahrräder mich überholen, werde ich ein Stück von ihnen gezogen, wie von einem unsichtbaren Marionettenfaden. Darüber werde ich nachdenken müssen, doch ich bleibe nicht stehen. Wieder schalte ich. Ich keuche, aber ich fahre. Weiter, weiter, weg.

Was, wenn ich nie nach Manhattan zurückkehre?

Was, wenn ich bei meinen Freund*innen in Brooklyn bleibe?

Was, wenn ich einen geheimen Club finde, wo es erlaubt ist, Leute zu berühren?

Am höchsten Punkt der Brücke winke ich dem Fluss. „Hi East River. Hi Müllkahn. Ich liebe euch!“ Ich zähle Masken und dabei fällt mir wieder auf, dass die Leute, die in New York Rad fahren, alle queer und bezaubernd sind, jedenfalls diejenigen, die mir von Brooklyn aus entgegenkommen: Schwarze Stoffmaske. Schwarze abgeschnittene Jeans. Regenbogen-Maske. Mullet-Haarschnitt und rote Stoffmaske. Schwarze Maske. Schwarze Maske. Keine Maske. Keine Maske. Keine Maske. Die Leute auf den Leihrädern, den City Bikes, tragen seltener Masken, sind größer und weiß. Hetero Männer mit ihren großen Frauen. *Uns kann nichts was anhaben*, sagen ihre maskenlosen Gesichter. Orthodoxe Frauen

und ihre Teenie-Töchter, immer zu Fuß, nie mit dem Rad, ohne Maske.

Meine Muskeln brennen und ich steige ab, um vor der Abfahrt nach Brooklyn in einer kleinen Haltebucht noch eine Pause zu machen. Ich bin schon fast auf der anderen Seite, wo alles geschlossen ist und mich kein Mensch treffen kann. Mein Herz springt mir fast aus der Brust. Ich bin glücklich. Zum ersten Mal seit zwei Monaten voller Depressionen, Ängste und Sorgen empfinde ich Glück.

In der Haltebucht sind zwei Frauen. Sie tragen goldene Roller-skates, Hotpants und Crop-Tops. Die eine sagt zur anderen, „Okay, kann losgehen!“, und fängt an, sie zu filmen. Die Gefilmte wackelt kurz mit der Zunge vor der Kamera herum, dann nimmt sie Schwung und macht den Shoot-the-Duck-Trick. Durch die Maske lächle ich die beiden an, aber natürlich sehen sie es nicht. Ich vergesse immer wieder, dass die Leute meine Nase und meinen Mund, meine Mimik nicht sehen können. Ich bin fünfundzwanzig Jahre mit so viel Mimik durch diese Stadt gelaufen. Ich habe gelächelt, die Stirn gerunzelt, gelacht und geschrien, und jetzt bin ich gesichtslos.

Ihr seid so schön!, würde ich den beiden gern zurufen, tue es aber nicht, weil ich sie nicht stören will und weil ich nicht mehr weiß, wie ich mit Unbekannten reden soll.

Ich fahre weiter, die Brücke runter nach Brooklyn.

Als ich ein paar Stunden später zu Hause ankomme, öffne ich die Dating-App der traurigen, verzweifelten, einsamen Queers, Lex. Und das soll gar keine Beleidigung sein. Es ist einfach, wie es im Moment für queere Singles aussieht, oder vielleicht auch schon seit Anbeginn der Queers. Sehnsucht überall.

Ein neuer Post von einem Account ohne ein einziges Like. Keine Fotos. *Bist du einsam? Willst du Berührungen, vögeln und gevögelt werden? Willst du auf eine Underground-Party wie im Le Monocle im Paris der 30er-Jahre? Pssst ... es ist gegen das Gesetz.*

Schnell tippe ich eine Nachricht in den Äther: „Ja, aber wie?“

Am Morgen ist die Anzeige verschwunden, doch ich habe eine Nachricht: „Wir werden dich finden.“

EINE KURZE GESCHICHTE DER FAHRRÄDER

Mein erstes Fahrrad ist wunderschön. Ein glitzerndes grünes Schwinn mit cremefarbenem Bananensattel, hohem Lenker und weißen Lenkerfransen. Ich liebe dieses Fahrrad, doch meine ersten Fahrversuche zeigen uns ziemlich schnell, dass etwas mit mir nicht stimmt.

Mein Vater montiert die Stützräder ab, läuft neben mir her und lässt los, wie im Film. Nur, dass ich hin falle. Wieder und wieder. Wir probieren es auf dem Gehweg, auf der Straße, auf Parkplätzen, immer und immer wieder, in jedem Winkel dieser sterbenden *Rust-Belt*-Kleinstadt. Wir versuchen es zwei Jahre lang. Ich falle so oft hin, dass meine Knie und Schienbeine ständig verschorft sind. Als ich mit dem Gesicht in den Kies falle, zupft mir mein Dad mit der Pinzette die Steinchen aus der Unterlippe. Meine Mom sprüht mir Wasserstoffperoxid auf die Wunden, und weinend und zuckend höre ich zu, wie meine Haut zischt und blubbert.

Unser Viertel fiebert entweder mit mir mit oder ist gegen mich. Ich weiß es nicht, aber ich werde definitiv beobachtet. Meine Eltern und ich fragen uns, ob ich es schaffe, ob ich das Fahrradfahren wohl noch lerne. Zu dem Zeitpunkt wissen wir noch nicht, was mit mir nicht stimmt. Eine lange Suche beginnt. Ein Arzt sagt zerebrale Kinderlähmung, aber meine Eltern glauben ihm nicht und sollen damit recht behalten. Doch für lange Zeit bleibe ich ein Mysterium. Morgens kann ich ziemlich viel und abends nur wenig. Es ist total seltsam, auch für mich. Zwei Jahre vergehen.

Irgendwann lerne ich schließlich, das Gleichgewicht zu halten. Meine Mom und ich sind auf der Laufbahn des Community College. Sie trägt ein oranges Sweatshirt. Mein Dad joggt langsam seine Runden. Mein Bruder rast auf dem Fahrrad durch die Gegend. Er ist drei Jahre jünger als ich, hat das Radfahren aber innerhalb von einem Tag gelernt. Ich hasse ihn dafür, dass er nicht das Gleiche hat wie ich, dafür, dass er gesund und fit ist, das Traumkind meiner Eltern.

Meine Mom schiebt mich am Sattel an, gibt mir einen Schubs und lässt los. Zum ersten Mal seit zwei Jahren falle ich nicht hin. Endlich versteht mein Körper das Fahrrad oder fühlt das Zentrum der Schwerkraft oder so. Ich bin perplex. Meine Freude, als ich weiterfahre, ist stärker als der Hass. Ich lasse sie alle hinter mir, umrunde die Laufbahn. Ich überhole meinen jubelnden Vater. Meine Mom springt auf und ab. Der Wind pustet mir durch den Topfschnitt. Ich bin frei. Ich kann sie hinter mir lassen, aber noch tue ich es nicht. Sie sehen mir zu und es fühlt sich gut an.

Dann wird mein grünes Schwinn geklaut. Ich stelle sie draußen vorm Haus ab, in der Nähe vom Küchenfenster. Ich habe es eilig, weil ich pinkeln muss, deswegen stelle ich sie nicht wie sonst in die Garage. Am Morgen schluchze ich, als ich merke, dass sie nicht mehr da ist. Wir fahren durchs Viertel und suchen nach der Person, die sie geklaut hat. Mein Vater ist wütend. Er regt sich immer ohne Ende auf über unseren mangelnden Respekt für die uns gekauften Dinge.

„Du musst deine Lektion lernen. Wenn du dich nicht um deine Sachen kümmerst, wer soll es dann tun?“

Meine Mom kann mir nicht helfen, weil mein Dad bereits über meine Strafe entschieden hat. „Du wirst dein Taschengeld sparen müssen“, sagt sie und umarmt mich.

Manchmal, wenn meine Eltern sich streiten, weil das Haus so dreckig ist, gibt er nach und willigt ein, beim Putzen zu helfen. Als meine Mom einkaufen fährt, um eine dringend benötigte Pause zu machen, brüllt mein Dad mich an: „Wenn du deine scheiß Spielsachen in einer Stunde nicht aufgeräumt hast, schmeiß ich sie in den Müll!“

Es funktioniert, aber ich weine, als er meine Barbies über den Müllschlucker hält. Ich begreife, dass ich selbst meine Sachen nicht kaputt machen oder verlieren darf, er allerdings schon.

Schließlich bekomme ich ein beschissenes orange-gelbes Fahrrad von Kmart. Ihr Name, *Prairie Flower*, ist in den Rahmen gestanzt. Sie macht keinen Spaß, aber ich fahre trotzdem mit ihr und tue vor meinen Freund*innen so, als wäre sie toll, auch wenn jedes Mal, wenn ich schneller fahre, die Kette abfällt.

In der Highschool bekomme ich einen cremefarbenen Cruiser mit braunem Sattel. Irgendwann klaut mir mein Bruder dieses Rad und verkauft es. Meine Eltern glauben mir nicht, doch er gesteht es mir im Familienzimmer, wo wir uns unsere Geheimnisse erzählen und bewahren. Und wo er sich besäuft und ich mich von zwei Jungs fingern lasse, damit ich Tampons benutzen kann. Ich habe ein klares Ziel und brauche ihre Willenskraft, um mein Jungfernhäutchen einzureißen. Jungs sind nicht so kompliziert wie Mädchen, sie sind immer willig.

Während des College bin ich fahrradlos. Normalerweise fahre ich mit dem Bus, bis auf das eine Mal, als ich mitten in der Nacht das Rennrad meiner Zimmergenossin nehme, weil ihr Freund auf meinem Bett sitzt und nicht abhauen will. Der Rest des Hauses schläft. Ich sage, ich habe meine Tage, und er lässt mich gehen. Die Reifen sind total platt, trotzdem fahre ich damit und die Felgen kaputt. Ich komme am dunklen Friedhof vorbei und bete, dass er mir nicht folgt. Der Sattel tut mir im Schritt weh und auch der geschwungene Lenker macht mir Probleme. Gerade, als die Sonne aufgeht, komme ich beim Haus meines Freunds an. Er will sich von mir trennen und hat mir eigentlich verboten, ihn zu besuchen, aber er lässt mich rein, weil ich solche Angst habe.

Lange Zeit verbinde ich Fahrräder mit Jungs. Der Freund, den ich um die Mitte zwanzig hatte, der erste Mann, von dem ich dachte, dass ich ihn heiraten würde, ist Radfahrer, Österreicher, asketisch mit dem Essen und streng mit dem Training. Ich bin wie immer pummelig und stehe mit meinem Körper noch auf Kriegsfuß, was Sport angeht, wofür ich mich schäme und verachte. Wir leben in New York, ich liebe die U-Bahn und verstehe nicht, warum irgendwer freiwillig mit dem Rad fährt, wenn wir durch dieses Tunnelsystem, das so wunderbar, abstoßend und faszinierend ist, überall, wo wir hinwollen, hinkommen.

„Du fährst immer vor mir weg“, sage ich zu ihm. Er verlässt mich nicht, zieht sich aber zunehmend aus meinem Leben zurück, bis ich schließlich allein in einer untergemieteten Wohnung wohne, in der ich in ein und derselben Woche ausgeraubt und überfallen werde.

Zehn Jahre später kaufen mein Mann Guapo und ich uns zusammen Fahrräder. Er überredet mich, Rad zu fahren. Das war noch vor der Zeit der Fahrradspuren, und die rasenden Laster und Autos auf den Straßen machen mich nervös. Ich bin absolut nicht in Form und der große Hügel auf der Runde im Prospect Park fühlt sich unbezwingbar an. Als wir uns trennen, verkaufen wir die Fahrräder wieder. Abgesehen von einer schrecklichen Fahrt auf einem City Bike fahre ich sechs Jahre lang kein Fahrrad mehr.

DOPAMIN

Ich weiß immer noch nicht, wie ich es beschreiben und nennen soll. Der Fachbegriff ist lang und ich muss ihn immer wiederholen. Manche Leute schreiben ihn sich gern auf. Die meisten Neurolog*innen haben noch nie davon gehört. *Es ist eine Bewegungsstörung. Einer von Zweimillionen Menschen hat das. Mein Körper produziert nicht genug Dopamin, deswegen nehme ich synthetisches. Damit geht es mir ganz gut.* Das sage ich, wenn ich nicht darüber reden will oder wenn wir uns nicht kennen.

Wenn wir uns besser kennen, sage ich vielleicht: *Bis ich elf war, konnte ich nicht besonders gut laufen.* Oder: *Ich war schwer krank.* So gut wie nie sage ich: *Ich wollte mich mal vor lauter Schmerzen umbringen.* Oder: *Ich hatte mir schon überlegt wie.* Wenn wir zusammen essen, sage ich, *Ich nehme ziemlich viele Medikamente,* damit ich nicht rüberkomme, als würde ich mir einfach nur was einwerfen. Am schwersten fällt es mir zu sagen, *Manchmal habe ich sehr starke Schmerzen,* weil die Leute dann wollen, dass ich die Schmerzen beschreibe. Das ist wirklich nett gemeint, aber es kostet viel Kraft, die Schmerzen zu beschreiben. *Meine Muskeln sind steif,* könnte ich sagen, um die Fragen zu beenden, denn Schmerzen sind nicht beschreibbar. Sie sind da oder sie sind nicht da. Wenn sie weg sind, vergisst du, wie es sich anfühlt. Wenn sie da sind, färben und formen sie alles.

Während ich das hier schreibe, habe ich furchtbare Kopfschmerzen. Sie hören hoffentlich bald auf, ich habe gerade meine Medikamente genommen.

Als ich mein neues magentafarbenes Fahrrad kaufe, habe ich Schmerzen. Die Schmerzen entscheiden, ein Rad zu kaufen. Schmerzen wollen eine Ausflucht. Schmerzen scheißen auf Geld. Schmerzen geben dein Geld aus. Die wunderbare Essayistin Sonya Huber gab ihrer Essay-Sammlung den Titel: *Pain Woman Takes Your Keys.* Womit sie verdammt recht hat. Eine Frau unter Schmerzen handelt nicht rational. Sie nimmt sich, was sie braucht.